

SWR2 Essay

Poetische Osterweiterung

Hölderlins Flussgedichte und ihre poetischen Strömungen

Von Volker Demuth

Sendung: Montag, 30. Mai 2016

Redaktion: Stephan Krass

Regie: Ulrich Lampen

Produktion: SWR 2016

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.

Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Bestellungen per E-Mail: SWR2Mitschnitt@swr.de

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Spr. 1

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und damit am etwas verzögerten Anfang der Industrialisierung in Deutschland, passiert mit dem Raum etwas Erstaunliches. Geografie und Seelenlandschaft werden mit der Frühromantik zu einem Spiegelsaal von hin und her geworfenen Bildern. Verweise, dunkle Zeichen, Allegorien der Sehnsucht. Irgendwann ist das eine vom anderen kaum mehr zu unterscheiden. Seele und Landschaft, sie scheinen zu einem einzigen flirrenden Raum zu verschmelzen. Diese geradezu mystische Einheit, worin die menschliche Subjektivität sich auflösen und der Wirklichkeit zu entfliehen vermag, nimmt Friedrich Hölderlin der Romantik nicht so einfach ab. Zu gut kennt er die christlich-religiöse Innerlichkeit und zu groß sind mittlerweile seine Zweifel daran geworden, als dass er geradewegs zu einer quasireligiösen Naturinnigkeit übergehen und damit die wenig angenehme Wirklichkeit umgehen könnte. Für ihn bedeutet Landschaft stets sowohl einen geografischen wie auch einen sozialen Lebensraum. Die Landschaft zeigt sich ihm nicht als Fluchtpunkt einer sich von der Realität entlastenden Psyche. Vielmehr sieht er in ihr den Ausgangspunkt eines erst noch zu realisierenden Traums. Und das verheißt deutlich größere Widerstände und Hindernisse.

Spr. 3

„Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen

Die Verschlussene, der ich entkommen, die Mutter.“

Spr. 2

Die deutsche, die schwäbische Heimat. Verschlussen, eng, auf sich selbst beschränkt. Die Mutter. Gleichwohl beginnt dieses Gedicht, über das Hölderlin den Titel *Die Wanderung* setzt, mit einer ganz anderen Verszeile: „Glückselig Suevien, meine Mutter“. Die Spannung ist unüberhörbar. Dabei sind es die Flüsse, die den Gegenpol zur regionalen oder nationalen Verschlussenheit der deutschen Kleinstaaterei bilden. Hölderlins Gedicht nennt sie, geografisch heimatnah, beim Namen: Neckar, Rhein, Donau. Die Flüsse durchbrechen die Grenzen, gehen in die Ferne, suchen das Fremde. Und da beginnen die Parallelen. Hölderlin, der Wanderer, der Landläufer und Herumgetriebene. Welcher Situation versucht er zu entkommen? Welcher Enge aus kollektiver Einwilligung, politischer Macht und gutbürgerlicher Laufbahn? Woraus flieht er, dieser unwillige Flüchtling?

Spr. 1

Nach den Seminarjahren in Tübingen zieht er ein Jahrzehnt lang umher, gewissermaßen in alle Himmelsrichtungen davon. „Komm! ins Offene“, jener Aufruf, den er später seinem Stuttgarter Freund Christian Landauer schreiben würde, bringt noch immer die Hoffnung zum Ausdruck, man könnte, am besten gemeinsam, den beengenden Verhältnissen entkommen, wie sie nicht bloß im feudalistischen Württemberg herrschen. Der politische Rumor der französischen *liberté* dauert an, und seit dem Sturm auf die Bastille ist gerade mal ein Jahr vergangen, als der Zwanzigjährige südwärts in die Schweiz nach Zürich reist, um den – noch – revolutionsbegeisterten Pfarrer und Physiognomieforscher Lavater zu treffen.

Hölderlin selbst entzieht sich der theologischen Laufbahn. Seine Sehnsucht ist es, eine neue, freiere Lebensbewegung zu finden.

Spr. 2

Ein ungeliebter, nach Lage der Dinge für den Anfang aber wohl unvermeidlicher Versuch dafür ist es, sich in eine Hauslehrerstelle nach Jena und Weimar zu begeben, die der aus Württemberg geflohene Schiller für ihn arrangiert hat. Weil es ihm aber nicht gelingen will, sich dort zwischen Goethe, Schiller und Herder literarisch zu etablieren und den Schritt zum freien Schriftsteller zu machen, entweicht er nach Frankfurt, um erneut als Lehrer tätig zu sein, im Haus des Bankiers Gontard. Nachdem die Liebesbeziehung zu dessen Frau Susette nicht länger zu verheimlichen ist, zieht er weiter in die Schweiz, nach Hauptwil bei St. Gallen. Seine Stelle: Hauslehrer. Seine Stellung: domestikenhaft. Am Ende wandert er weit in den französischen Westen nach Bordeaux, noch einmal die Stelle eines Hauslehrers einnehmend, von wo er nach einem halben Jahr, 1802, in die alte Enge des Hauses der Mutter zurückkehrt, „wie ein Bettler“. So, „leichenbleich, abgemagert, von hohlem wildem Auge, langem Haar und Bart“, erlebt ihn der Lyriker Friedrich Matthisson, mit dem Hölderlin seit einem Jahrzehnt, seit der Tübinger Stiftszeit, befreundet ist.

Spr. 1

Fluss und Leben. Die Parallelen. „Irr ging er nun“ – heißt es in einem Gedicht, dessen Vorstufe den Titel *Der gefesselte Strom* trägt und das wenige Monate nach der Krise entsteht. Hölderlin scheint im Kreis gelaufen zu sein, wie in der Zirkusmanege eines heimtückischen Welttheaters. Gescheitert in dem Versuch, dem Verschlussenen zu entkommen. Denn die Flucht, ist sie nicht gänzlich misslungen, jetzt, wo er zurück im Schwäbischen ist, im Haus der Mutter in Nürtingen? Und was also ist geworden aus Hyperions Zuversicht, der Mensch wäre ausgenommen aus jenem „Kreislauf der Natur“, in dem, wie Nietzsche dann behaupten wird, die „Wiederkehr des Immergleichen“ unabänderlich sei? Jeder Mensch, so hingegen will es Hölderlin sehen, folgt gleichsam einer anderen genetischen Impulsivität. Er verspürt, wie stellvertretend Hölderlins Romanfigur Hyperion, „das ungeheure Streben“ in sich, welches ihn aus den alten Kreisbahnen heraus treibt. Möglicherweise in eine „uferlose Zukunft“.

Spr. 2

Fluss und Leben. Diese Verbindung, auf die man in Hölderlins Werk vielfach stößt, bedeutet mehr als lediglich eine Parallelität äußerer Merkmale. In Wahrheit geht es Hölderlin darum, die natürliche Sprache der inneren Bewegung des Lebens zu entziffern, des individuellen nicht weniger wie des gemeinschaftlichen. Ob „der flammende Bergquell“, „die sehnsüchtigen Bäche“, „des Stroms blaues Gewässer“, „die alten Wasserquellen“ und „Mündungen der Ströme“ oder „der lebendige Strom“ – ständig begegnet man als Hölderlin-Leser der Welt des Fließens. Nur kurze Zeit vor seinem biografischen Scheitern, vor allem aber in den unmittelbaren Jahren danach entstehen die großen, hymnischen Flussgedichte. Wir können daher in Hölderlin den mit Flüssen gewiss vertrautesten Dichter der Weltliteratur sehen. Was aber heißt das genau? Beginnen wir mit dem Anfang, der Quelle, dem Ursprung. Flussgegenden sind Aufwachsäume.

Spr. 3

„In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf

Zum Leben, deine Wellen umspielten mich“.

Spr. 1

Hölderlins Erfahrung ist es, dass Flusslandschaften die impulsive Wahrnehmung des Zusichkommens entspringt. Auch wenn diese Räume, wie die Neckar-Landschaft um Lauffen und Nürtingen, eher beschaulich und wenig weiträumig sein mögen, so kommt in ihnen, gewissermaßen naturgemäß, das Bewusstsein doch mit jenem Nachdruck zu sich, etwas Fließendes und in Bewegung Befindliches zu sein, das nicht bloß geschoben und geführt werden will. Vom ersten bewussten Moment an sieht es im Anblick des Flusses den eigenen, eigenwilligen Lauf gespiegelt. Und gerade dort, „wo die Ufer zuerst / An die Seit ihm schleichen, die krummen“, wo sie den freien Fluss „umwinden“. Und so beginnt das wache Leben eines Menschen mit dem Bewusstsein des Fließens. Dies schließt aber ein: mit einer Bewegung, der ein besonderes Gefälle zugrundeliegt. Das Gefälle eigener Subjektivität.

Spr. 2

Im richtig verstandenen Sinn des Menschlichen erhält jeder sein Leben erst dann, wenn er aus der infantilen Befangenheit im Vorgefassten aufwacht und sich daraus zu lösen beginnt. Sprich: wenn er sich dazu entschließt, sich an den festen Einbettungen zu reiben und sie dadurch zu verändern. „Zerreißt er die Schlangen“, diese krummen Randbedingungen, die doch seine reale Lebensumgebung darstellen, so setzt er seine individuelle Entwicklung ins Werk. Sinnvollerweise wird erwacht und erwachsen werdend deswegen nur genannt werden können, wer sich eine Richtung zu geben und die Gefälligkeit eines eigenwilligen Lebenslaufs zu erweisen vermag. Die Vehemenz dieser Subjektivität wird zur wesentlichen Quelle der menschlichen Souveränität.

Spr. 3

„Wie du anfangst, wirst du bleiben,

So viel auch wirkt die Not,

Und die Zucht, das meiste nämlich

Vermag die Geburt,

Und der Lichtstrahl, der

Dem Neugeborenen begegnet.

Wo aber ist einer,

Um frei zu bleiben.“

Spr. 2

Verszeilen aus dem Gedicht *Der Rhein*. Nie verliert sich jener Moment einer ursprünglichen Faszination, nie ganz das Bewusstsein der Selbsterweckung und Ich-Initiative.

Spr. 1

Doch könnte das Leben für Hölderlin letztlich nicht in Bewegung geraten, ohne dass es vom Strahl einer universell sich verströmenden Energie getroffen würde. Die Benennungen, die Hölderlin dafür einsetzt, sind vielfältig: „Sonne“, „himmlisches Feuer“, „warme Strahlen“. Erst, wer sich dadurch erwärmen lässt, vermag sich aus der anfänglichen Starre in einer versteinerten Umgebung, oder auch eingefroren „im kältesten Abgrund“ der Zeit, freizusetzen. Den rigiden, zwingenden Festlegungen entronnen, wird er schließlich fähig zum mitreißenden Leben: „unenthaltlich“. Immer wieder kehren Hölderlins Gedichte zu diesem schöpferischen und für jede Individualität unerlässlichen Moment zurück. Zu der Gesetzmäßigkeit von Abtrennung und Lossprechung. Zum Lebenserwachen und der Lebenserwärmung. Zu der Absonderung ins Besondere. Zu jenem archaischen Separatismus des Ichs, der sich nicht selten mit Aufbegehren und Empörung verbindet. Zeichen nicht für die Revolte gegen eine vermeintlich gottgegebene Ordnung, sondern gerade für die Anwesenheit der „Himmlichen“, oder, im christlichen Vokabular, des „Vaters“. Die individuelle Eigenwilligkeit ist Ausdruck für das leidenschaftliche Strömen, in welches das Leben geraten ist. Jetzt nämlich beginnt es sein Gefälle zu spüren, das „ungeheure Streben“. Und einmal auf dieser „Bahn“, nimmt man wahr, dass in den Ausgangsbedingungen tatsächlich eine Spannung auf Zukunft liegt.

Spr. 2

Das Kirchenlied eines Neander hatte im 17. Jahrhundert zu dem religiös-sinnbildlichen Lobpreis gefunden:

Spr. 3

„Seht der Wasserwelten Lauf, wie sie steigen ab und auf, von der Quelle bis zum Meer rauschen sie des Schöpfers Ehr.“

Spr. 2

Und Goethe dichtete dann in etwas schlapper lyrischer Parallelführung: „Des Menschen Seele / Gleicht dem Wasser!“ Bei Hölderlin strömen Flusslauf und Lebenslauf dagegen nahezu ununterscheidbar zusammen. Leben und Fließen hält in seinen Versen nicht bloß die rhetorische Finte eines poetischen Sinnbilds zusammen, gepaart mit dem Wunsch nach Sinnbildung. Leben und Fließen folgen für Hölderlin tatsächlich übereinstimmenden Bewegungsgesetzen und Formungen. Fluss und Individuum, beide sind sie die „Flüchtigen“, auch „Fremdling“ – „um frei zu bleiben“.

Spr. 3

„O ihr Armen, (...) die ihr (...) so durch und durch ergriffen seid vom Nichts, das über uns waltet, so gründlich einseht, daß wir geboren werden für Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben an Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mählich überzugehen ins Nichts“.

Spr. 1

Sätze von ähnlicher Ungeheuerlichkeit wird man erst wieder bei Schopenhauer lesen, und später bei Nietzsche, wenn er vom „letzten Menschen“ erzählt, der, fortwährend medial bespielt und materiell überversorgt, in jenem technischen Großprojekt feststeckt, als das die Moderne sich mehr und mehr entpuppen würde. Doch ist dieser eigentümliche deutsche Nihilismus, der so philosophisch auftritt, nicht zuletzt der politischen Situation geschuldet. Die politische Welt seiner Epoche erfährt Hölderlin jedenfalls als „eisernen Schlaf“ und „bleierne Zeit“. Und er spürt das Nichts darin, die „Geister des Todes“. Aber das letzte, bedrückende Wort über das kollektive Schicksal und die geschichtliche Bewegung ist das nicht. Statt im historischen Treibsand fester Verhältnisse aufzulaufen und in Pessimismus zu versinken, macht Hölderlin die Dichtung nun zu einem Versuchsfeld, das es ihm erlaubt, jenen Bewegungsformen nachzugehen, wie sie in seinen Augen einem unbeengten gesellschaftlichen Leben entsprechen können. Wo ihm die gegebenen Umstände nur die Flucht offenlassen, wird die Literatur, wie er es unmissverständlich ausdrückt, zum „Asyl“. In ihm verfasst er seine Flussgedichte. Alle handeln sie von einer Poesie des Gefälles. Und alle werden sie, in ihrer rhythmischen Unruhe, dabei von grundlegenden Fragen der Geschichte bewegt und bedrängt.

Spr. 2

Welcher rätselhafte Strom mag es sein, der die menschliche Existenz in ihren Bewegungen durchzieht und sie in ihrem Verlauf lenkt? Was für Fließkräfte beeinflussen innerhalb einer Gesellschaft deren Richtung und Fortgang, durch welche Widerstände werden sie indessen blockiert? Auf welche Weise kann es gelingen, dass beides zusammenströmt, die Lebensmotive Einzelner und die Ziele von Kollektiven, Gesellschaften, Städten oder Nationen? Wann „rauscht der lebendige Strom“ im Leben der Menschen und, fast ist es für Hölderlin dasselbe, regen sich „die Fluten der Liebe“ darin? Das Leben im Gefälle, diese ständige Wendung ins Offene, besitzt etwas zutiefst Beunruhigendes, ja Beängstigendes. Es widerstreitet dem Bedürfnis nach Sicherheit und Konstanz, auch wenn sie in Wahrheit Stagnation und Unfreiheit bedeuten. Doch das Risiko eines Lebens im Gefälle, das sich in den realen Spiegelbildern und Brechungen einer Metaphorik des Fließens entfaltet, bleibt nicht ohne die Zuversicht von Freiheits- und Lebenschancen.

Spr. 1

„Göttersöhne“ sind Hölderlin die Flüsse. Dabei hat er die großen europäischen Flüsse vor Augen, die er kennt. Rhein, Neckar, Rhône, Garonne, Dordogne, Main, Saale, Donau. In ihnen sieht er das göttlich-natürliche Medium allgemeiner Austauschverhältnisse: von Kommunikationen, Menschen und Waren. Wenn

Hölderlin Fluss und Gesellschaft in einen gemeinsamen Rahmen hineinschreibt, dann deswegen, weil es neben „Gottes Stimme“ und der „Stimme des Volks“ auch die „Stimme der Ströme“ gibt. Doch um was, wenn nicht um jenen von Platon den Dichtern nachgesagten heiligen Wahnsinn, kann es sich da handeln, bei dieser seltsamen „Stimme der Ströme“?

Spr. 2

Das Bild wird uns plausibler, wenn wir es in zwei Begriffe auflösen, die ihre historische Bedeutung immer dann zu erweisen haben und die uns daher immer dann begegnen, wenn die Verhältnisse auffällig in Bewegung geraten: Strömung und Stimmung. Um diesen Begriffen unter einem gesellschaftsgeschichtlichen Blickwinkel näher zu kommen, sollten wir uns nochmals mit einer offenkundigen Ähnlichkeit beschäftigen. Wie ein Fluss sich nämlich fortlaufend bewegt, wie er nie stillsteht und sich dabei – vielen Einflüssen offen – unablässig selbst formt, so lässt sich auch in Gesellschaften und Kulturen eine immerwährende Beweglichkeit und Plastizität feststellen. Soziale Gebilde geben sich dadurch eine bestimmte Form, und zwar sowohl im Raum wie in der Zeit, die sie als ihre Geschichte vergegenwärtigen. Jene Dynamik fließender Systeme, von welcher der Gedanke an eine Gleichartigkeit der Natur- und Kulturgeschichte bei Hölderlin inspiriert wird, umfasst also einerseits die expressive Kraft, etwas zu formen. Andererseits bringt er aber auch eine eigentümliche Art ständiger Selbstinspiration oder reflexiver Innigkeit ins Spiel. Jede fluide Bewegung bewegt ja etwas weiteres, worin sie sich wiederum fortsetzt und so weiter. Die Selbstinspiration nun ist jener unverlierbare Teil des Gefälles, wodurch Kulturen und Gesellschaften erst sehen, was sie tun, und tun, was sie sehen. Die Spiegelungen der Strömung, in der sie sich gerade befinden, werden zu ihrem Selbstbild oder fließen zumindest darin ein.

Spr. 1

In diesem unaufhörlichen, dynamischen Prozess werden Gesellschaften ganz allmählich zu dem, was sie sehen und tun. Ein Vorgang, in dessen Verlauf sich ihre Identität in unzähligen Rückkopplungen von Handeln und Bewusstwerden ausbildet. Und so entsteht die Geschichte ihrer Selbstwahrnehmung und ihrer Identität aus den Schleifen und Mäandern ihrer fließenden Bewegungen und Beeinflussungen. Es ist der Ausdruck einer besonderen Lebensdynamik, oder anders gesagt: die „Stimme der Ströme“, die darin eine merkliche Bestimmtheit gewinnt und die von einer kollektiven Stimmung getragen wird, welche in gewissen Momenten ihrer Geschichte frappant zum Vorschein kommt. Selbstbewusst werden Gesellschaften also erst dann sein, wenn sie eine Stimme, wenn sie Stimmungen entwickeln. Wenn die sie kennzeichnenden Strömungen zum Medium allgemeiner Austauschverhältnisse werden, von Kommunikationen, die sich in einem geteilten Raum offen durchdringen. In diesem Fall, der stets von komplexen Strömungsverhältnissen ausgeht, erhalten historische Prozesse eine starke Formung oder dichte Information. Sie erfassen einzelne Individuen wie ganze Bevölkerungen, die sie selbst wiederum mit erzeugen und forttragen. Erst dadurch erlangen Kulturen und Gesellschaften jene Ausrichtung und Bedeutung, die wir historisch nennen können.

Spr. 2

So schwer benennbar die ursprüngliche Gleichheit zwischen Fluss und Leben für Hölderlin dabei letztlich bleiben muss, so unbestreitbar ist es die darin gleichermaßen wirksame Kraft, was wir in der Dramaturgie von sozialen Einflüssen und kulturellen Strömungen wahrnehmen, und was somit die Dynamik des historischen Gefälles ausmacht. Einmal im verdichteten Raum einer Poetik des Fließens, erkennt man, das fluide Gefälle äußert sich als biografische und als historische Spannung. Fließen ist eine Spannung in unterschiedlichen Richtungen und mit vielfachen Wendungen: dies ist das Gefälle. Seiner Eigenart entspricht es, dass die Dinge nicht linear verlaufen, etwa entlang einer Linie schnurgerader individueller Karrieren oder des ständigen allgemeinen Fortschritts. Die Götter, schreibt Hölderlin im *Hyperion*, sehen für den Menschen vor,

Spr. 3

„daß seines Lebens Linie nicht gerade ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg sich wirft. Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.“

Spr. 1

Kulturen und Nationen sind Strömungsgebiete. „Es hört tief Land / den Stromgeist fern“, so formuliert es Hölderlin im Flussgedicht *Ganymed*. Der „Stromgeist“ und die Stimme der Ströme, die einem kulturellen Raum letztlich seine besondere Stimmung verleihen, sind mehr als ein Lyriismus, sie beinhalten eine eminent politische Vorstellung. Orientiert am Bild des Flusses, verschiebt Hölderlin die statische Vorstellung vom bleibenden Wesen und Schicksal eines Volkes hin zu der politischen Perspektive eines beweglichen, einflussoffenen Gebildes veränderlicher, fluider Gesellschaften. Alles, so lassen sich Hölderlins zahlreiche Fluss-Gedichte lesen, ist Strömungen ausgesetzt, damit aber korrelierenden Prozessen der Umwandlung: von Fluss und Ufer, System und Umwelt. Der Fluss und sein nichtlineares Mäandern stellen ein szenisches Prinzip von Gleichheit und Gegenseitigkeit dar. Hölderlin sieht in Flüssen also höchst augenfällige Kräfte strömender Bewegung und damit reale Metaphern einer kosmischen Ordnung, worin göttliche Gesetze und menschliche Lebensweisen in Beziehung stehen. Gleichwohl führt das Ungestüm der fluiden Kraft zu einer zwiespältigen Erfahrung. Wenn nämlich Turbulenz und „uralte Verwirrung“ wiederkehren oder „ausgeglichen / ist eine Weile das Schicksal“.

Spr. 2

Ob die „Himmlichen“, die „Götter“, „Mutter Erde“ oder „die göttlichschöne Natur“ – es sind dies Chiffren einer beständig erschaffenden Kraft. Das Fluide ist Medium einer göttlichen Natur. Und jede Zivilisation, in besonderer Weise aber die westliche der Neuzeit, existiert darin. Natur ist nicht in erster Linie Erreger von Gefühlsstimmungen, von ästhetischen Erregungen, ob romantisch oder touristisch. Sie zu kennen und zu achten – die griechisch-antike Ehrfurcht – stellt vielmehr überall die Voraussetzung dafür dar, dass Kultur sich gedeihlich zu entfalten vermag. Was aber heißt, sie weder nach innen – im Blick auf die Menschen – noch nach außen – in der Beziehung zur

Umwelt – zu einer zerstörerischen Kraft werden zu lassen. Dabei ist Hölderlin, was die Moderne angeht, nicht sonderlich optimistisch, dass dies auch gelingen könnte. In der rationalen, der technisch-wissenschaftlichen Epoche, die wie kein Zeitalter zuvor immense Kenntnisse anhäuft, sieht er das entscheidende Wissen nämlich stark schwinden, jenes um das „Göttliche“. Die modernen Menschen seien, lesen wir im Gedicht *Der Archipelagos*, selbstherrlich „ans eigene Treiben geschmiedet“ und die Geschichte vollziehe sich „über dem Schutt“ ihrer „tosenden“ Projekte.

Spr. 1

Mit den Jahren wächst Hölderlins Skepsis zusehends. Hyperion, der Held seines idealistischen Bildungsromans, zieht noch in den Unabhängigkeitskrieg, das „stolze Bild des werdenden Freistaats“ vor Augen. Doch das republikanische Ideal wird durch die Ausbrüche blutiger Gewalt rasch ruiniert. In der Folge nimmt Hölderlin, der studentische Feuerkopf, der den revolutionären Ausbruch in Frankreich begeistert begrüßt hatte, Abstand vom politischen Vulkanismus. Und er nähert sich mehr und mehr der Vorstellung einer stetigen Veränderungskraft an, die unter seinen Zeitgenossen als Neptunismus debattiert wird. Stetige Einflüsse – „der sanfte Strom“ – anstatt gewaltsamer Umstürze. Doch wenn man nicht eine technokratische Auffassung vom Machen der Geschichte vertreten will und wenn man sich genauso wenig einem historischen Fatalismus mit seinen zirkulären Irrgängen hingeben möchte, welche anderen Einflussmöglichkeiten gibt es dann, um geschichtliche Prozesse zu gestalten und zu entwickeln?

Spr. 2

Kurz gesagt, es ist die Durchdringung von Natur und Kultur. Darauf fußen die Grundzüge dynamischer Evolution, gewissermaßen die kulturellen Bewegungsgesetze. *Deus sive natura*, Spinozas Formel der göttlichen, in sich erschaffenden Natur, gilt für Hölderlin uneingeschränkt. In heutigen Begriffen: Natur und in ihr die menschliche Kultur bilden ein selbsterzeugend sich entwickelndes System. Deswegen muss ohne wirkliche Betrachtung und Beachtung der Natur, ohne genaue Welt-Anschauung jegliche Weltanschauung blind und ideologisch bleiben. Hölderlin erweitert Spinozas Formel ganz entscheidend, nämlich zu einer kulturellen und politischen Ökologie. Im Mittelpunkt davon stehen wiederum Flüsse und Strömungen, da sie ihm als Ausdruck eines universellen physikalischen, biologischen und kulturellen Kräftespiels gelten. Sie sind dichterische Metapher und reale Macht zugleich.

Spr. 1

Mit Flüssen verbindet sich eine natürliche und kulturelle Diktion und Direktive. Nur selten treffen wir bei Hölderlin auf eine so feste Gewissheit, wie diese. Damit werden sie zum Politikum. Zum einen als Quellen der Kultur, zum anderen als Lebensader bestimmter Traditionsströme. Poetische Einbildungskraft und politische Hoffnung verfließen ineinander. Zumindest in Hölderlins Dichtung. Nur, ließ sich das seiner Zeit nahebringen? Mehr noch, berechtigte es zu der Zuversicht auf jene entscheidende Wende, die aus dem modernen Nichts und dem leerlaufenden Fortschritt herausführen würde? Und vor allem: Eröffnete sich dadurch wirklich die Chance zu einer Neuorientierung im eigenen Land, vermochte das Flussdenken gar jenen

Wandel Deutschlands einzuleiten, der zu der Erwartung berechtigte, die politische Verslossenheit und volkstümliche Enge ließe sich überwinden?

Spr. 2

Hölderlins Hoffnung stützt sich auf eine andere Aufklärung. Sein Gedicht, überschrieben *Am Quell der Donau*, entfaltet in sieben Strophen Merkmale jener Strömung, die wie gemacht dafür sind, eine weiträumig fluide Kultur zu durchtränken und deren eigentümliche Fruchtbarkeit hervorzurufen, als wäre es eine Stimme. Können Flüsse für ganze Bevölkerungen zur „Erweckerin“ werden, so fasziniert Hölderlin an der Donau insbesondere die „menschenbildende Stimme“. Lange hat er sich damit befasst, wie ihr Fließen den kontinentalen Raum nach Osten geöffnet und dem mittleren Europa Zugang zu neuartigen Wissensordnungen und Erkenntnissen verholfen hat. Einsichten, die in europäische Erfahrungen und Imaginationen eingeflossen sind und die sich darin über Jahrhunderte weiterentwickelt haben. Griechenland, natürlich. Aber auch Asien und, lange vor Goethes West-östlichem Diwan, Arabien.

Spr. 1

Ein beinahe dreitausend Kilometer langes europäisches Mäandern. Die Donau. Das lässt augenfällig werden, ihre Fließeigenschaften sind so, dass sie sich über Hindernisse und Widerstände nicht kurzerhand und geradewegs hinwegsetzen kann. Souveränität heißt fürs Strömen gerade nicht Unumschränktheit. Es bedeutet vielmehr, sich im Wechselspiel von Kontakt und Austausch mit der Umgebung eine eigenständige Richtung zu geben, deren Form, und damit auch jene der Umwelt, sich ständig neu entwickelt. Je mehr Nebenarme, Krümmungen und Mäander „des weitemirrenden Stromes“ die Landschaften durchziehen, desto durchdringender und breiter geraten das Spiel der Einflüsse und der geschwungene Rhythmus des Dialogs. Menschenbildend und gemeinschaftsbildend ist daher der „melodische Strom“.

Spr. 2

Würden wir diese Einsicht leugnen wollen, dann müssten wir zwangsläufig auch den Rang des Dialogs als das eigentlich Menschliche am Menschen verfehlen. In diesem Fall würde die Sprache, wie jede andere Kommunikation auch, unweigerlich erstarren, indem sie auf einer Seite festsetzt. Die einseitige Sprache ist aber nichts anderes als das Kommando. Sie baut auf eine absolute Macht, die sich den Extremismus des Ohrenverschließens leisten kann. Denn die Voraussetzung jedweder Befehlsstruktur liegt im Nichtzuhörenwollen, jeder Despotie auf einseitigem Rederecht. Hölderlin hatte den europäischen Kasernenton des Absolutismus zur Genüge im Ohr, um die freie, dialogische Rede zu ersehnen. Dass „ein Gespräch wir sind / und hören voneinander“, ist darum für ihn ein unaufgebarer Grund-Satz des Menschlichen.

Spr. 1

Jeder, der Flüsse kennt, wird wissen, es gibt Unterströmungen, es existieren Wirbel, man wird Bewegungen in die Gegenrichtung in Kauf nehmen müssen. Tatsächlich

bereitet der Donaustrom die Fluktuation flussaufwärts durch sein langsames Strömen bestens vor:

Spr. 3

„Der scheint aber fast

Rückwärts zu gehen und

Ich mein, er müsse kommen

Von Osten.

Vieles wäre

Zu sagen davon. (...)

Umsonst nicht gehn

Im Trocknen die Ströme. Aber wie?“

Spr. 1

Nun, es ist ein Strömen in beiden Richtungen. Nach Kleinasien und nach Mitteleuropa. Ein wechselseitiger Austausch. Und tatsächlich erweisen sich die dichterischen Metaphern als durch die Wirklichkeit belastbar, sie halten einer Überprüfung der Realien stand. Wenn Weinbergschnecken der Schwäbischen Alb, Salz der mitteleuropäischen Salinen oder Schießpulver mit der Strömung geschifft wurden, so kamen ungarische Kartoffeln, Roherz aus dem Donezbecken, rumänisches Öl und Getreide oder Wein aus der Wachau in umgekehrter Richtung. Der Transport verläuft durch die Jahrhunderte. Und mit ihm gelangen Geschichten und Menschen den Strom hinauf und hinab. Seit dem 14. Jahrhundert getreidelt von manchmal achtzehn Pferden, gelegentlich auch von Menschen, die an den Kähnen zogen – so ließ etwa Joseph II. im 18. Jahrhundert in aufklärerischem Nutzendanken Schwerverbrecher vor die Schiffe spannen. Später wurden die Schiffe technisch angetrieben. Noch zur Lebenszeit Hölderlins unternimmt Anton Bernharder die ersten Pionierfahrten mit dem Dampfschiff auf der Donau. Und 1831 kann dann ein regelmäßiger Schiffsbetrieb mit der neuen Technik eingerichtet werden. Ende des Jahrhunderts bringen die Schiffe der »Donau-Dampfschiffahrts-gesellschaft«, nun auch mittels Dieselmotoren, schließlich jedes Jahr nahezu zwei Millionen Menschen auf dem Fluss, wie es heißt, bergwärts und talwärts.

Spr. 2

Vier Jahre nach Bernharders Pionierfahrten hält Hegel im Jahr 1822 erstmals seine *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Hegel, der als theologischer Kandidat einige Jahre zusammen mit Hölderlin im Tübinger Stift am Fluss, am Neckar gewohnt und philosophische Diskussionen geführt hatte, beginnt dabei mit Überlegungen zu geografischen Unterschieden. Und er versucht, deren Bedeutung für die Entwicklung und Eigenart bestimmter gesellschaftlicher Räume zu ermessen,

für die jeweils spezifisch kulturprägende Ausrichtung „gegen das vielfach Zufällige“. Neben den Steppengebieten und den am Meer liegenden Ländern sieht Hegel ein drittes typisches Areal: „die Talebenen, welche von großen Strömen durchschnitten und bewässert werden“. Gerade die Flussebenen seien es aber, welche „Mittelpunkte der Kultur“ bilden,

Spr. 3

„die ihre ganze Fruchtbarkeit den Strömen, von denen sie gebildet sind, verdanken. (...) In diesen Ländern entstehen große Reiche, und die Stiftung großer Staaten beginnt“.

Spr. 2

Nichts, fährt Hegel in seiner flussphilosophischen Beschreibung fort, vereinige schließlich so sehr wie da Wasser, „denn die Länder sind nichts als Gebiete von Strömen“.

Spr. 3

„Hier aber wollen wir bauen.

Denn Ströme machen urbar

Das Land.“

Spr. 1

Das Gedicht *Der Ister* führt die Donau mit ihrer antiken Benennung an, wie sie sich etwa im Argonautenepos des Apollonius von Rhodos findet: jener Erzählung der Suche nach dem goldenen Vließ, die sich zuletzt auf der Donau abspielt. Und es ist der Blick auf die Donau und des von ihr durchwirkten, von ihr inspirierten Raums, der Hölderlin jene literarisch imaginierte Migrationserfahrung ermöglicht, ohne welche die Einübung in Aus- und Einwanderungsbewegungen sich nicht einspielen würde. Und ohne die eine Praxis der Übertritte und fluktuierenden Menschenströme dauerhaft Illusion bleiben musste. Noch nicht lange lagen jene Auswanderungswellen Tausender von Deutschen zurück, die sich in Ungarn und Rumänien angesiedelt hatten. Die österreichische Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. hatte sie zur Kolonisierung von Ostgebieten angeworben, und weil die deutschen Emigranten in Ulm die Schiffe dorthin bestiegen, hießen sie in Ungarn und auf dem Balkan allgemein Donauschwaben. Hölderlin steht diese Geschichte vor Augen, es ist in seiner Kindheit viel davon geredet worden. Aber er kennt ebenfalls die anhaltende Erfahrung von Konflikten und kriegerischer Gewalt, die in dem nach Osten sich erstreckenden, grenzüberschreitenden Gefällerraum längst nicht vergessen war. Jener „Zwist“, jene Phasen des gegenseitigen Verstummens, in dem allein „Waffen“ zu hören waren.

Spr. 2

Dennoch bleibt für ihn die Bewegung einer Jahrtausende alten Mobilität und interkulturellen Befruchtung die maßgebliche Kraft. Eine europäisch-balkanisch-asiatische Bewegung, die bis zum Pontos euxeinos führt, bis hin zu jenem „gastfreundlichen“ Meer, als das die Griechen das Schwarze Meer bezeichnet hatten. Und so gesehen gerät nun das eigentliche Gefälle in den Blickpunkt, nämlich jene von Respekt geprägte Zeremonie der Gastlichkeit und eines einladenden, zusammenfindenden Interesses. Es ist, als vereinigten sich die Flüsse, um schließlich das zu bilden, was als Donaauraum nicht bloß geografisch beschrieben sein will.

Spr. 3

„Denn aus den heiligvermählten

Wuchs schöner, denn Alles,

was vor und nach

Von Menschen sich nannt', ein Geschlecht auf.“

Spr. 2

Im Donaauraum vom christlich geprägten Mitteleuropa bis zur muslimischen Kultur des Osmanischen Reichs, formt sich für Hölderlin das Ideal einer, wenn nicht universellen, so zumindest weit ausschwingenden Konversation, die im „melodischen Strom“ ihr Spiegelbild besitzt. Doch gerade dafür ist die deutsche Stimmung, wie er nur zu gut weiß, „schwer zu gewinnen“. Der Idealismus, der ihm oftmals vorgeworfen wurde, schärft in Wahrheit seinen Realitätssinn dafür, wie provinziell man sich in Deutschlands Kleinterritorien an die Auffassung klammert, „es wäre / sonst nirgend besser zu wohnen“ als am angestammten, ängstlich behaupteten Platz. Und so musste es sich als höchst fraglich darstellen, ob im Blick auf die Mentalität deutscher Leser überhaupt irgendeine Aussicht bestand, die Anregungen zu einer veränderten politischen Strömung, zumal einer orientalischen Stimmung aufzunehmen, da sie doch in den Augen der weit überwiegenden Zahl einer vermeintlich antimodernen und antiwestlichen Rückwendung gleichkäme.

Spr. 1

Nein, die politischen Umstände waren für Hölderlins literarischen Vorstoß alles andere als günstig. 1794 hatte er in Jena Vorlesungen bei Fichte besucht, der die egalitären und liberalen Ideen der Französischen Revolution entschieden befürwortet hatte. Kaum fünfzehn Jahre danach hält Fichte in Berlin eine Reihe von Vorlesungen, die als *Reden an die deutsche Nation* Berühmtheit erlangen. „Volk und Vaterland“, verkündet Fichte darin, „liegt weit hinaus über den Staat“. Das Völkische gerät nun ins Zentrum. Es stellt für den Philosophen bei der Bildung einer Nation das oberste Kriterium und den begründenden Wert schlechthin dar. Warum ist das so? Weil es mittels metaphysischer Substanzen zum Leuchten gebracht wird. Weil es „Ewiges in sich aufzunehmen“ vermag. Weil das national gedachte Wirken des Subjekts

„unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben“. Kurz: Weil das Ewige der Religion in der säkularen Gesellschaft bei Fichte unmittelbar in die Nation übergeht.

Spr. 2

So reicht das deutsche Wesen in die Tiefe der Zeit, in eine imaginierte Vergangenheit zurück, zu einem völkischen Ursprung. Und es reicht in eine seelische Tiefe hinab, die den Nationalismus letztlich im Gefühl legitimiert und ihn damit vor sämtlichen Vernunftüberlegungen abschirmt und schützt:

Spr. 3

„Wer dasselbe in sich fühlt, der wird überzeugt werden; wer es nicht fühlt, kann nicht überzeugt werden, denn allein auf jene Voraussetzung stützt sich mein Beweis.“

Spr. 2

Es liegt in der Natur des völkischen Denkens, der Weltoffenheit zu misstrauen. All die Anregungen, die von neuen kulturellen Einflüssen und Unterströmungen ausgehen könnten, werden als unerwünschte Überfremdung angesehen. Als eine Form der Korruption des angeblich Reinen, Ursprünglichen. Die nationale Identitätsmystik fühlt sich gekränkt und bedroht durch die Energien, die von dorthin auf sie einströmen, was als das Außen betrachtet wird.

Spr. 1

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wird die politische Orthodoxie der Volksgemeinschaft zur Beschwörungsformel nationaler Abgrenzung und zum Bannfluch der Ausschließung des Anderen und Fremden. Der jüdische Publizist Saul Ascher, der nur drei Jahre älter ist als Hölderlin, ist einer der wenigen, der sich gegen diesen völkischen Enthusiasmus zur Wehr setzt, den er als „Germanomanie“ geißelt, als „Kreuzzug gegen alles Undeutsche oder Ausländische“. Tatsächlich dominierte im politischen Denken des Kontinents die Grenze. Vor allem das mittlere Europa igelte sich zunehmend in dem Bedürfnis nach Abgrenzung und Protektion des jeweils eigenen Lebensbereichs ein. Man glaubte, sich in geschlossenen Nationalstaaten schützen zu müssen, baute Schranken auf. Man saß fest in nationalen Territorien und militärisch geschützten Sektoren, zwischen den Markierungen des Todes und der Macht, angetrieben von staatlicher Interessenspolitik und imperialen Gelüsten. Die Ideologie der Sperre institutionalisierte sich in behördlichen Hindernissen und rechtlichen Barrieren, welche über die Lebenschancen hier und nicht selten über das Sterben dort entschieden. Und was hätte sich daran je ändern sollen?

Spr. 2

Vielleicht war die Angst aber auch bloß die Maske des heimlichen Begehrens der Reize einer anderen Welt. Die Verdrängung des verbotenen Wunschs nach einer freieren Gesellschaft mit ihren offenen Lebensweisen. Jedenfalls ähnelte die Bahn der Geschichte mitnichten dem Nebeneinander gerader Linien, auf denen sich Reinkulturen parallel zueinander durch die Zeit bewegten. Gleichwohl zeigte sich die

gedrückte Verbürgerlichung mit ihrer moralisch angepassten Gestik des Ordentlichen in Deutschland dem euxenischen, dem gastfreundlichen Motiv gegenüber wenig aufgeschlossen. Dem ins Provinzielle geduckten Volksgefühl versagte sich das Erstrebenswerte einer Aussicht, die bestehende europäisch-asiatische ebenso wie die abendländisch-orientalische Anspannung des bilateral Fremden aus der Feindlichkeitszumutung zu lösen und die Begegnung über Grenzen und Kulturschwellen hinweg als Erkenntnis- und Empfindungsimpuls fruchtbar werden zu lassen. In diesem starren Umfeld wird die Donau zum Inbild einer Alternative. Der Fluss als großes Leitsystem, als Siedlungskorridor, Handelsweg, Kommunikationskanal, Kulturschleuse, Migrationsroute. Für die zunehmend national, ja völkisch gestimmten Zeitgenossen eine irrwitzige Vorstellung. Nicht so für Hölderlin. Wobei ihm jene politische Provokation klar bewusst ist, die darin liegt und die in den zweihundert Jahren, die seitdem vergangen sind, nicht verschwunden ist.

Spr. 1

Hegel verdanken wir eine so schöne wie genaue Formel von Flussräumen: „das Land des Überganges“. Als wäre es das Gesetz des Stroms, sein doppelsinniges Gefälle, Verbindungen zu schaffen und Kulturen ineinanderfließen zu lassen. Geformt durch die territoriale Plastizität des Reisens. Es ist der „lebendige Strom“, von dem Hölderlin spricht, der die geschichtliche Grundlage bietet, wonach einerseits die Gastlichkeitskultur des kontinentalen Flussraums weit und bis nach Asien reicht. Und der andererseits, gewissermaßen in einem gewendeten Gefälle, die Chance zur Gegeneinladung eröffnet. Um dadurch jenen gastfreundlichen Austausch einzuleiten, worin Hölderlin eine der wichtigsten schriftstellerischen Aufgaben erkennt:

Spr. 3

„Euch einzuladen,

Bin ich zu euch (...) gegangen,

Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist,

Zu uns ihr kommet“.

Spr. 2

Der Lauf der Donau, dieser Großraum natürlicher und sozialer Beziehungen, kann Anregung sein, die Geschichte der Gewalt, wie sie hier über Jahrhunderte durchlitten wurde, neu und anders auszurichten. Um in einem neuen „Frühling der Völker (...) aus diesen befleckten veralteten Formen“ herauszukommen. Was Hölderlin vorschwebt, lässt sich als politisch-naturbewusste Biosphäre in unsere Gegenwart übersetzen, in der Machtverhältnisse durch dialogische und kooperative Austauschbeziehungen ersetzt sind. Darin liegt die Strömung, die Hölderlin der Moderne so gerne vorgeben, in der er als Dichter maßgeblich mitwirken möchte:

Spr. 3

„Noch weiß ich es nicht, doch ahn ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil ihm zu und ergreife die andern und führe sie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ozean.“

Spr. 1

In seinen Donau-Gedichten formuliert er so etwas wie das poetisch-politische Projekt der Osterweiterung des mittleren Europa. Eine Öffnung zum Balkan und darüber hinaus. Hölderlin erhofft sich, jene „Unheilbarkeit des Jahrhunderts“ und „die Todeslust“ ließe sich dadurch abwenden, auf die er die abendländische Welt zutreiben sieht. Nachdem im politischen Denken des Kontinents Abgrenzungen und Feindseligkeiten vorherrschen und sich weiter zu verschärfen drohen, entwirft er das europapolitische Gegenbild einer fluiden Zivilisation. In ihr, so seine Zuversicht, könnte das Hin- und Herwogen von Menschen unterschiedlicher Länder, Ethnien, Religionen und Kulturen in ein gedeihliches Fließgleichgewicht gebracht werden.

Spr. 2

Man musste Hölderlins Werk schon die Engstirnigkeit faschistischer Gemüter zumuten, um es in eine nationale und nationalistische Lesart einzuzwängen, wie es vornehmlich in Nazi-Deutschland geschehen ist. Andererseits machte es Hölderlins Fluss-Pathos und das gastfreundliche Motiv der Begegnung leicht, ihn lange als politischen Illusionisten abzustempeln. In der Gegenwart jedoch öffnet sich uns der Blick auf jene beherzte Version einer Epochenalternative, wie sie Hölderlins dichterischer „Gesang“ als schlängelnde Flusstheorie kultureller Evolution formuliert. Für das Herrschaftsverständnis der Aufklärung, für ihr physiokratisches, bürokratisches und technokratisches Modell, ist darin wenig Platz. Aber auch für jene Herrschaft, die im Kult der Menge – wie bei der Französischen Revolution – oder im einzelnen Heros der Historie – wie im Fall Napoleons und späterer Diktatoren – ihr Vorbild besitzt.

Spr. 1

Was im *Hyperion* hymnisch beschworen wurde, „das Eine in sich selbst unterschiedne“, wird in den Donau-Gedichten zum Bild in sich vielfältiger Gesellschaften und Kulturräume. Die Beziehungssachse bildet der Fluss. Durch ihn sind die Länder miteinander verbunden und die Kulturen ineinander verschlungen. Es existiert für Hölderlin keine Überlegenheit bestimmter Völker über andere. Es gibt nur unterschiedliches kulturelles Wissen und historische Erfahrungen, die es zu teilen und im Dialog anzureichern gilt. Und in der Sinnkrise der Moderne sieht er, im Gegensatz zu Novalis, auch nicht in einer Neubelebung der christlichen Religion diejenige Kraft, von der er glauben würde, sie könnte „Europa wieder aufwecken“. Hölderlins Vorstellung eint eine Welt, die sich in fluidalen Vorgängen selbst schafft, ein schwingendes, biegsames System, das auf der gastlichen Solidarität eines interkulturellen Redeflusses gründet. Und das zu Formen findet, dieses Zusammenleben zu feiern, in Rausch und Fest.

Spr. 2

Mit einem Funken Rousseauismus, und einem Anteil dionysischer Tradition schärft sich so die politische Idee eines neuen Europa: Kein gewaltsamer Umsturz nach innen, keine brutalen Kriege nach außen, vielmehr eine naturbezogene, vom Zusammenströmen der Menschen begeisterte Kultur. Jede Gesellschaft und jeder Einzelne darin findet zu sich selbst erst im ökologischen Respekt vor jenem Leben, dessen Gesamtheit die Natur ausmacht. „Die neue Kirche“, das ist – wie Hölderlin lange vor Feuerbach sinniert – jener wechselseitige Prozess einer Naturalisierung des Menschen und der Humanisierung der Natur.

Spr. 3

„Wieder, wie vormals oft, bei Hellas blühenden Kindern,

Wehet in neuer Zeit und über freierer Stirne

Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder“.

Spr. 1

Damit geht Hölderlin, und es ist, als gäbe ihm die Donau den Fingerzeig dazu, radikal über alles hinaus, was im neunzehnten Jahrhundert die geschichtliche Perspektive Europas denkt und staatspolitisch zu organisieren unternimmt. Sein umfassendes politisches Projekt der kulturellen Ostbindung Europas greift über Griechenland und den Orient hinaus, indem es den permanenten Austausch und das Spiel der Vielfalt vorschlägt. In seiner Dynamik westöstlicher und ostwestlicher Durchdringung und Entfaltung von Gesellschaften ist der Donaauraum ein vorbildhaftes geschichtliches Milieu für das, was viel später, nach dem Wüten der „Geister des Todes“, Interkulturalität heißen wird.

Spr. 2

Der Gedanke ist höchst anstößig. Denn die Stimmung, die dem chauvinistischen Patriotismus der Vaterländer Wind unter die Flügel bläst, verstärkt gleichzeitig das Unbehagen vor einer Balkanisierung Europas, vor orientalischer Unübersichtlichkeit und einer sinnlich-dionysischen Unordnung. Wer will da hören, was ein Dichter in die poetische Erzählung eines offen strömenden, kulturellen Raums verwandelt, in „eine Sage der Liebe“? Keine Frage, Hölderlins Epoche ist dies genau so fremd wie das Fremde, das einem begegnete, wenn man dem Lauf der Donau nach Osten folgte. Im Vergleich zu dieser poetisch-politischen Vision nahm sich sogar Goethes nationalitätsskeptische Befürwortung der alten Kleinstaaterei, gegründet auf eine autokratische, feudale Herrschaftsschicht, geradezu verzagt, zumindest aber harmlos aus. Wo sich die Moderne im Zeichen des Völkischen und Biedermeierlichen gleichwohl darauf einstimmt, einen frivolen Widerwillen gegen das Andere und Unbekannte zu hätscheln, muss man lange suchen, bis man auf politische Ansichten stößt, die denjenigen Hölderlins nahestehen.

Spr. 1

Erstaunlicherweise ist es jener Politiker gewesen, den man gemeinhin als den Konstrukteur der Einheit einer deutschen Nation ansieht, der der Idee des Vielvölkerstaats ihre Berechtigung zuerkannte, wie ihn Österreich mit seiner balkanischen Erweiterung verkörperte. Bismarck nämlich dachte weder großdeutsch noch pangermanisch wie so mancher während seiner Zeit als Kanzler eines deutschen Kaiserreichs. In Österreich sah er vielmehr das eigenständige, gültige Staatsgebilde vieler Völker und Kulturen. Aus dem „Vorland an der Donau“ sollte darum nicht ein großdeutsches „Hinterland an der Spree“ werden. Und auch hierbei sieht der eigenwillige, lebenskluge Preuße die Aufgabe seines politischen Lebens darin,

Spr. 3

„die Strömungen [der Geschichte] zu beobachten und in ihnen mein Schiff zu steuern wie ich kann. Die Strömungen selbst vermag ich nicht zu leiten, noch weniger hervorzubringen“.

Spr. 2

Lesen wir Hölderlins Flussgedichte auf diese Weise, nämlich als Poetik der kulturellen Fluktuation, dann erkennen wir in ihnen die staatenübergreifende Inspiration innerhalb einer zusammenfließenden Welt des Besonderen, die eine neue Strömung bildet, ein neues Maß von Energie. Sie verstärkt die Stimmung der Übereinstimmung des Verschiedenen, die das etwas einfältige Wort der Völkerverständigung durch dialogische Komplexitäten bereichern kann. Und sie tritt jeder nationalen Staatsgläubigkeit mit Argwohn gegenüber. Dabei lässt sich Hölderlin die Zuversicht nicht nehmen, es ließe sich dadurch jene historische Wende herbeiführen, bei der einstmalige Fremde und Feinde zu „Verwandten“ werden. Dies ist das Projekt seiner Donau-Gedichte, das Projekt einer anderen Moderne.

Spr. 1

Trotzdem gibt er sich keinerlei Illusion darüber hin, dass sein Vorschlag von seiner Zeit als Botschaft eines „falschen Priesters“ aufgefasst werden würde, allenfalls als die Marotte eines zur Überspanntheit neigenden Lyrikers. Sein politischer Scharfsinn indessen, dass Barbareien Gesellschaften ohne Raum für das Erwachen individueller Kräfte und polyphoner Stimmungen waren, musste Hölderlin im eisigen Schweigen, das ihm in Deutschland beinahe von allen Seiten entgegenschlug, den Atem gefrieren lassen. Irgendwann erschien ihm, anstatt die belebenden „Kräfte der Höhe“ noch spüren zu können, „leer, wie Gefängniswände der Himmel“. Unweigerlich musste darunter jeder „lebendige Strom“ erstarren. Gefälle zum Verfall.

Spr. 2

Man kann es nicht anders sagen, die lyrisch eingeforderte euxenische Politik bedeutete eine gewagte dichterische Geste. Nicht bloß in Richtung Orient war sie das, sondern vor allem für Deutschland selbst. Wie zäh sich indessen das imperiale Machtgebaren der politischen Moderne gegen eine einladende interkulturelle

Gastlichkeit behauptete, deuten Begrifflichkeiten wie „Migrationsproblem“, „Zuwandererströme“ oder „Einwanderungsland“ bis in die Gegenwart an. Angesichts der wieder wachsenden Tendenzen zu einer Renationalisierung, sogar zu völkischen Nationalismen, tun wir in Europa heute gut daran, Hölderlins Gedichte der Flüsse genauer zu lesen und wir begehen gewiss keinen Fehler damit, unsere politische Hoffnung auf eine kulturelle Diversität zu setzen, mit bisweilen zwar gegenläufigen, jedoch keineswegs antagonistischen Strömungen. Strömungen, wodurch die Gesellschaften an Vielfalt und somit an Lebensmöglichkeiten reicher werden. Die „entbundene Welt“ offener Gesellschaften kommt ohne die produktive Differenz nicht aus. Der Donaoraum, diese große Fluidalwelt, bietet mitnichten ein Beispiel für Homogenität. Dies, und weil es dem Einförmigen und Gleichartigen an kreativem, spannendem Gefälle mangelt, macht ihn so lebendig und überraschend.

Spr. 1

Der Strom der Geschichte verläuft ohne Metaphysik. Selbst die Götter, selbst jene Kräfte einer sich selbst schaffenden Natur und Welt erscheinen als „die Wandelbaren“. Für die frei sich entfaltenden, fluiden und offenen Prozesse kann es letztlich keine völlige Kontrolle geben. Kaum denkbar, dass „mit den tausend Bächen Mäander / Seinen Irren enteilt“. Die Wirbel und Wendungen der geschichtlichen Strömungen bleiben unberechenbar. Das Ende der Geschichte ist daher nichts anderes als eine schöne Illusion oder böse Fantasie. Und bisweilen kehren Flüsse sogar in das alte Bett zurück.